

# Zur Entwicklung der Geschlechtsidentität bei Jungen<sup>1</sup>

Im Hochland von Papua-Neuguinea leben unter vielen Kriegerstämmen die Sambia. Bis ungefähr zum 10. Lebensjahr sind die Jungen und Mädchen in fast ausschließlicher Obhut ihrer Mütter. Sie werden intensiv und manchmal jahrelang gestillt und sehen ihre Väter, die unter sich in Männerhäusern leben, kaum. Danach werden die Jungen strengen, überaus grausamen und traumatisierenden Initiationsriten unterzogen, indem sie abrupt von ihren Müttern getrennt, in den Wald gejagt, ausgehungert und blutig geschlagen werden. Danach beginnt im Männerhaus die Einführung in die Sexualität, indem junge Männer Fellatio mit ihnen machen und sie deren Samen trinken müssen, der sie zu Männern machen soll. Mit ihren Müttern oder mit anderen Frauen dürfen sie über viele Jahre keinen Kontakt mehr haben. Frauen werden als unrein herabgesetzt und wegen ihres Menstruationsblutes gefürchtet, und die Macht der Männer wird verherrlicht (vgl. dazu Lidz / Lidz (1992, 115-133), die sich auf die Studien von Herdt (1981, 1982, 1984) beziehen).

Lidz / Lidz folgern, daß bei den Sambia mit Hilfe dieser grausamen Initiationsriten Weibliches in Männliches verwandelt werden soll (Lidz / Lidz 1992, 115). Warum ist es nötig, Jungen so brutal zu Männern zu machen? Vermutlich hat das Zusammenleben der Jungen mit den Müttern, Frauen und Mädchen bei ihnen eine weibliche Kerngeschlechtsidentität erzeugt, die nur mit ungeheuren Anstrengungen verändert werden kann (Herdt 1981, 305, zit. nach Lidz / Lidz 1992, 120). Die jungen Sambia-Männer wären den männlichen Aufgaben ihrer Kriegerkultur ohne diesen drastischen Einschnitt der Initiation am Beginn der Adoleszenz nicht gewachsen. Ihre männliche Rolle ist fest umrissen, sodaß die Ziele der Initiation klar sind: Sie müssen hochaggressive Krieger werden.

Was hat dieses Beispiel mit der Entwicklung der Geschlechtsidentität bei Jungen in unserer Kultur zu tun? Wir sind zwar in vieler Hinsicht weit entfernt von Papua-Neuguinea, und doch scheint es in bezug auf das Aufwachsen der Kinder Parallelen zu geben. Bei uns leben die Jungen zwar nicht in so ausschließlicher Beziehung zu Frauen, aber bei uns sind die Väter auch eher fern, und die Mütter sind meistens ihre ersten Bezugspersonen. Wenn man bedenkt, daß auch in Kindergärten und Grundschulen fast ausschließlich Frauen arbeiten, dann ist es schon eine brisante Frage, wie Jungen unter diesen Bedingungen eine männliche Identität erwerben können, zumal es bei uns keine klaren Zielvorgaben wie bei den Sambia gibt.

Vielmehr sind bei uns die alten männlichen Leitbilder brüchig geworden, und die Männer sind unter Druck geraten. Der Macho wurde von den Feministinnen bekämpft, der Softie bekämpfte selbst den männlichen Teil in sich. Männer müssen die schwierige Aufgabe lösen, einerseits genügend männlich aber andererseits nicht zu männlich zu sein (Nadomter 1993, 17). Langfristig scheinen wir auf eine Angleichung der Geschlechter zuzusteuern: Es gibt männliche Frauen, keine "Mannweiber", und Männer mit weiblichen Seiten, die keine Softies sind. Frauen

---

<sup>1</sup>Veröffentlicht in P. Buchheim / M. Cierpka / Th. Seifert (Hrsg.): Konflikte in der Triade. Spielregeln in der Psychotherapie. Weiterbildungsforschung und Evaluation. Lindauer Texte. Berlin u. a. (Springer) 1995, 103-114

"stehen ihren Mann" und gehen hinaus ins feindliche Leben, und Männer beginnen zu "muttern". Das gibt zwar Hoffnung auf ein verändertes Zusammenleben der Geschlechter im sozialen und kulturellen Feld, macht es aber zur Zeit für kleine Jungen nicht leichter, ihre Identität als Mann zu finden. Am Anwachsen der wissenschaftlichen Literatur zum Thema ist zu beobachten, daß ein Nachdenken über die Natur der männlichen Identität eingesetzt hat, nachdem Frauen sich schon länger mit Fragen ihrer Geschlechtsidentität auseinandergesetzt haben.

Bei uns sollten richtige Jungen stark, wild, frech und möglichst ohne Angst sein. Es wird erwartet, daß sie sich in der Jungengruppe durchsetzen und Mädchen gegenüber ihre Überlegenheit demonstrieren, ohne allerdings Mädchen zu schlagen, weil Mädchen ja schwächer sind (Schnack und Neutzling 1990, 35). Dieses Klischee, dem man allenthalben begegnet, entspricht kaum der Realität, wie neuere Untersuchungen zur Identitätsentwicklung von Jungen zeigen. Die Existenz von Jungen ist eher gefährdet. Sie haben bei der Geburt deutlich niedrigere APGAR-Werte<sup>2</sup> als Mädchen und sind diesen in der Reifung um Wochen hinterher. Bei der Geburt oder in der ersten Lebenswoche sterben wesentlich mehr männliche als weibliche Säuglinge. Die Ursachen dafür sind bisher nicht schlüssig zu erklären, deutlich ist jedoch, daß Jungen es mit der Anpassung an die Umwelt außerhalb des Mutterleibes schwerer haben als Mädchen. Dieser Trend setzt sich fort: Jungen sind häufiger krank, die Sterblichkeitsrate sowie die Suizidrate ist bei Jungen höher, und Jungen brauchen wesentlich häufiger Hilfe in Erziehungsberatungsstellen und kinderpsychiatrischen Einrichtungen.<sup>3</sup>

Es ist offenbar nicht einfach und selbstverständlich, ein Junge zu sein und ein Mann zu werden. Warum sonst sollte man einem ängstlichen Jungen sagen, "sei ein Mann", oder einem, der weint, entgegenhalten: "ein richtiger Junge weint nicht"? Was ist ein "richtiger" Junge? Ich möchte in meinem Vortrag den Entwicklungsprozeß entfalten, an dessen Ende ein sicheres Wissen und Gefühl in bezug auf die männliche Geschlechtsidentität steht. Dabei bin ich mir der Schwierigkeiten und meiner Grenzen bewußt, als Frau über die Geschlechtsidentität von Jungen zu sprechen.

Biologisch macht das Chromosomenpaar XY den werdenden Mann aus. In den ersten 6 Wochen verläuft die Embryonalentwicklung bei männlichen und weiblichen Föten parallel, dann zwingt das Y Chromosom die Gonaden, nicht ein Ovarium, sondern Testikel zu bilden, die die Aufgabe der Bildung des männlichen Hormons Testosteron haben. Damit wird die biologische Differenzierung der Geschlechter gegen ursprünglich weibliche Strukturen eingeleitet und vorangetrieben. Neben biologischen Faktoren sind soziale, psychische und kulturelle Faktoren bei der Entwicklung der Geschlechtsidentität eng miteinander verknüpft, und ich werde sie deshalb im folgenden nicht getrennt voneinander behandeln.

Psychoanalytische Arbeiten über die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität haben sich lange mit der Sicht Freuds auseinandergesetzt, die nach Rohde-Dachser (1991) ebenso wie seine Sicht der weiblichen Identitätsentwicklung ein Ergebnis patriarchalischer Konstruktionen und nicht "natural facts" sind. Obgleich

<sup>2</sup>Bewertungsschema für die Intensität der Atembewegungen, den Pulsschlag, den Grundtonus der Muskeln, das Aussehen (Kolorit) und die Reflexerregbarkeit unmittelbar nach der Entbindung sowie fünf und zehn Minuten später (Schnack und Neutzlin 1990).

<sup>3</sup>Das Verhältnis von Jungen zu Mädchen beträgt 2/3 zu 1/3 und es verändert sich erst in der Adoleszenz.

Freuds Sicht also Geschichte ist, will ich sie kurz referieren, weil die neueren Ansätze häufig in Abgrenzung zu ihm konzipiert wurden, so vor allem die Differenzierungstheorie von Irene Fast (1991).

Freud wies dem Jungen eine biologisch verankerte Bisexualität zu, die bedeutet, daß zu männlichen Strebungen auch weibliche mit dem Wunsch, Kinder zu gebären, gehören. Diese Sicht einer bisexuellen Anlage widerspricht allerdings seiner eigenen Theorie der Geschlechtsentwicklung, die fast ausschließlich männliche Aspekte der Entwicklung betont. Er meint, daß der Junge zur Heterosexualität prädisponiert sei, weil die erste Beziehung zum Liebesobjekt die Mutter ist. Und da er sein Liebesobjekt behalten könne, sei seine Geschlechtsentwicklung unkomplizierter als die des Mädchens. Nach Freud halten Jungen jeden Menschen für männlich, wobei der Besitz des Penis entscheidend ist, den auch die Mädchen einmal besessen, ihn aber verloren haben. Weil Jungen diesen Verlust auch für sich befürchten, entsteht die Kastrationsangst. In der ödipalen Situation bleibt die ursprüngliche heterosexuelle Bindung an die Mutter erhalten, und Rivalität und Feindseligkeit gegenüber dem Vater kommen hinzu. Jungen lösen ihre ödipalen Konflikte, wenn sie auf dem Hintergrund der Kastrationsangst die Mutter als Liebesobjekt sowie die Rivalität zum Vater aufgeben, sich mit dessen männlichen Seiten identifizieren und damit einen wichtigen Schritt zur Festigung des Über-Ichs tun (Freud 1908, 1918, 1923, 1925, 1931). Soweit Freud.

Ich werde in Anlehnung an Mertens (1992) zwischen drei Komponenten der Geschlechtsidentität unterscheiden: der Kern-Geschlechtsidentität, der Geschlechtsrollen-Identität und der Geschlechtspartner-Orientierung.

## **Die Kern-Geschlechtsidentität**

Sie bezieht sich auf das bewußte und unbewußte Erleben, ein Junge bezüglich des biologischen Geschlechtes zu sein, wobei sich Säuglinge im ersten Lebensjahr noch nicht der Realität bewußt sind, Mädchen oder Junge zu sein. Sie leben in der unmittelbaren Gemeinschaft und Abhängigkeit von den Pflegepersonen und nehmen zu Mutter und Vater von Anfang an in unterschiedlicher Weise Kontakt auf. Die bisherige psychoanalytische Annahme über die Bedeutung des Vaters, die mit dem Konzept der frühkindlichen Triangulierung beschrieben wurde, muß revidiert werden, weil die Bedeutung des Vaters viel umfassender ist: Er setzt u. a. durch seine körperlich ausgelasseneren und wilderen Spiele unterschiedliche Akzente zur Mutter, deren Beziehung zum Säugling eher durch Pflegeleistungen charakterisiert ist. Die Bedeutung des Vaters liegt in seiner Andersartigkeit.

Erste Wahrnehmungen des Kindes sind ganz auf den Körper zentriert und mit dem Ernähren, dem Kreislauf, der Verdauung und Sensationen des autonomen Nervensystems verbunden. Das Gefüttertwerden an der Mutterbrust ist eine gegenseitige, hochsinnliche, erotische Situation, in der es auch zu genitalen Empfindungen beim Säugling kommt, bei der Jungen manchmal Erektionen haben. In der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres entdecken kleine Jungen ihren Penis und die Hoden und spielen damit (Galenson und Roiphe 1971, Kleemann 1965, Tyson 1991). Diese affektiven, sensomotorischen Erfahrungen sind wichtige Bausteine von späteren symbolisch organisierten Phantasien, die sich bei älteren Kindern und Jugendlichen in Onaniephantasien wiederfinden (Mertens 1992, 62).

Weitere Bausteine zur Geschlechtsidentität werden durch bewußte und unbewußte unterschiedliche Einstellungen und Verhaltensweisen der Eltern beim Umgang mit den Säuglingen gelegt, wie empirische Untersuchungen der letzten Jahre zeigen (vgl. Bilden 1980, 787ff, zit. nach Mertens 1992, 63). Ich referiere einige dieser Ergebnisse:

- Neugeborene Knaben werden etwas häufiger gefüttert als Mädchen, evtl. weil sie auch etwas mehr schreien. Mütter stimulieren ihre drei Wochen alten Söhne mehr optisch-visuell und halten sich mehr in deren Gegenwart auf. Mädchen werden häufiger akustisch stimuliert;
- Ab dem dritten Monat wird bei Knaben mehr die Muskelaktivität gefördert, während Mädchen mehr zärtlicher Körperkontakt gegeben wird. Mütter fördern - beginnend mit dem dritten Monat - bei Knaben stärker explorierendes, selbständiges und loslösendes Verhalten;
- Gesichert gilt inzwischen, daß Eltern Jungen und Mädchen gegenüber ein deutlich unterschiedliches Interaktionsverhalten haben, das sich bereits auf die Kern-Geschlechtsidentität im ersten Lebensjahr auswirkt. Besonders Väter neigen zur Geschlechtsdiskriminierung und fördern geschlechtsrollenkonformes Verhalten: sie beschreiben Jungen als kräftig und Mädchen gleichen Gewichts und gleicher Größe als zart, sie stimulieren ihre Söhne motorisch mehr als ihre Töchter, sprechen mehr zu ihnen, schauen sie häufiger an und verbringen - wengleich auch insgesamt wenig - mehr Zeit mit ihnen als mit ihren Töchtern (Rubin et al. 1974, Lewis und Weinlaub 1979, zit. nach Mertens 1992, 65). Soweit zu den eher bewußten und vorbewußten elterlichen Einflüssen auf die Kerngeschlechtsidentität. Die unbewußten Erwartungen werden von den konflikthaften Anteilen der elterlichen Geschlechtsidentität gespeist. Dazu später ein kasuistisches Beispiel.

**Zusammenfassend** ist über die Entwicklung der Kern-Geschlechtsidentität im ersten Lebensjahr zu konstatieren, daß in den Interaktionen mit den Eltern Selbstrepräsentanzen entwickelt werden, die eine Grundlage für die Männlichkeit legen. Sie sind noch nicht in sexuellen oder geschlechtlichen Kategorien organisiert.

## Die Geschlechtsrollenidentität

Sie entwickelt sich, indem Jungen die Rolle lernen, die ihnen im Sozialisationsprozeß von den Eltern und den anderen Bezugspersonen zugeordnet wird. Dieser Prozeß hat neben emotionalen kognitive und interaktive Aspekte, und in seinem Verlauf entwickeln Jungen allmählich ein Gefühl, dieser Rolle zuzugehören. Mit der Entdeckung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes beginnen sich weibliche und männliche Individuationsprozesse scharf auseinanderzuentwickeln (Fast 1991, 51). Schmauch (1993, 22) spricht von einem "schicksalhaften Einschnitt". Zeitlich fällt er mit dem Beginn der Sprachentwicklung und dem Erwerb der Fähigkeit zur Symbolisierung zusammen. Genau dieser Einschnitt ist es, auf den Irene Fast (1991) ihre Theorie der Differenzierung der Geschlechter aufbaut. Allmählich

nimmt der Junge wahr, daß er anders ist als seine Mutter, und dieser anatomische Unterschied setzt ihm Grenzen. Die Erkenntnis ist kränkend, und er reagiert unter Umständen vorübergehend mit Protest, Verleugnung der Geschlechterdifferenz oder Symptomen, bevor er schließlich die eigene geschlechtliche Begrenzung akzeptieren kann und sich mit seiner Geschlechtsrolle identifiziert hat. Dazu ein Beispiel:

Der dreijährige Felix zeigt seine rotgemalten Finger- und Fußnägel. Er sagt, "ich hab die rot gemacht, weil ich auch mal eine Mutter sein will und kochen möchte." Ein paar Tage zuvor hatte er gesagt, daß er auch wie die Mutter ein Baby haben wolle. Sie erklärt ihm, daß er keine Babys in seinem Bauch haben könne, daß er aber später, wenn er groß sei, einmal seiner Frau den Samen für ein Baby geben könne. Auch bei ihr sei das Baby jetzt noch nicht im Bauch. Darüber ist er unzufrieden, äußert seine Ungeduld und sagt, "Mama, ich gebe dir meinen Samen." Als sie erwidert, daß sie den von Papa wolle und was der dazu sagen würde, antwortet er, "Papa erzähl ich das gar nicht."

Felix versucht, sich mit Hilfe seiner Phantasie die zuweilen schwer verständliche Realität zugänglich zu machen. Er arbeitet an der Differenzierung seiner männlichen Identität und befindet sich in einem Stadium, in dem er noch nicht von der narzißtischen Vorstellung, die weibliche Möglichkeit der Frau zum Gebären und die männliche zum Zeugen zu haben, Abschied genommen hat. Die sich ergebenden Konflikte mit dem Vater versucht er zu verdrängen.

Vor dem Eintritt in die eigentliche genitale Phase und die ödipalen Beziehungskonflikte richtet sich die besondere Aufmerksamkeit auf die Ausscheidungsvorgänge. Freud nannte diese Zeit die anal-sadistische und urethrale Phase, weil die Libido in diesen entsprechenden erogenen Zonen lokalisiert ist. Kinder interessieren sich für den Anus, die Scheide, den Penis, und zwar nicht nur bei sich selber, sondern auch bei Eltern, Geschwistern, Puppen, Tieren. Ihre Phantasien richten sich angstvoll darauf, was für ein Schicksal ihr kostbares anales Produkt hat, nachdem es durch die Toilettenspülung verschwunden ist. Die Kinder haben Spaß am Schmieren und Kleckern, am Klutschen im Sand und an geräuschvollen Spielen.

Von den Eltern werden die Kinder in diesem Alter erstmals mit der Forderung konfrontiert, sauber zu werden. Das geschieht dank Papierwindeln nicht mehr mit den gleichen rigiden Zwängen, denen meine Generation in diesem Zusammenhang noch unterworfen war, und die aggressiven Auseinandersetzungen, Beschimpfungen und Beschämungen haben sich sicher abgeschwächt. Interessant ist aber, daß die Sauberkeit von Jungen später erwartet wird als von Mädchen und daß Jungen bei der Sauberkeitserziehung weniger Druck unterworfen sind. Ihre Möglichkeit, aufrecht stehend wie der Vater zu urinieren, schafft zwischen beiden ein Zusammengehörigkeitsgefühl und fördert die Urethralerotik der Jungen sowie ihre Identifikation mit den Vätern. Der Urinstrahl erfüllt mit Stolz und grenzt sie von Müttern und Mädchen ab. Im späteren Jungenalter wird dann diese Möglichkeit zum Wettkampf genutzt, wenn geprüft wird, wer den größten Bogen pinkeln kann oder das Pinkeln gegen einen elektrischen Weidezaun am längsten aushält.

Jungen brauchen die Möglichkeit, ihren Phallus narzißtisch besetzen zu können und stolz auf ihn und darüberhinaus auf ihre Männlichkeit zu sein. Sie suchen sich

Superhelden wie Batman, Winnetoe oder He-Man, die ihr männliches Ideal verkörpern. Sie verstricken sich in Auseinandersetzungen, die nicht selten im Weltraum zwischen den Planeten ausgefochten werden. Ich beobachte in meiner kinderanalytischen Praxis, daß Väter und Söhne häufig eine Beziehung miteinander haben, die mir die Flucht der Jungen in den Weltraum verständlich macht, weil die Väter kritisch, anspruchsvoll und weit weg sind von der Spielwelt ihrer Söhne. Häufig erlebe ich die Jungen alleingelassen mit ihren Enttäuschungsaggressionen, die sie kaum modulieren und bewältigen können.

Die rapide Ich-Entwicklung mit dem Fortschreiten motorischer und kognitiver Fähigkeiten führt auch zu einer Erweiterung der inneren Repräsentanzenwelt mit verinnerlichten lebenden und unbelebten Objekten und zu der Unterscheidungsfähigkeit zwischen Liebe und Aggression. Der kleine Junge muß die Phantasie von seiner Größe aufgeben und die Abhängigkeit von seinen Eltern begreifen. Das ist mit Stimmungsschwankungen verbunden, und in dieser krisenhaften Entwicklungsperiode sind Ängste vor Objektverlust, Liebesverlust und Kastration miteinander verschmolzen.

Jungen sind motorisch expansiver, machen wildere Spiele und sind stärker an Dingen orientiert als Mädchen, die eher Phantasiespiele machen. Schmauch (1993) hat in detaillierten Beobachtungen von Kleinkindern in einer Krabbelstube einen Zusammenhang zwischen diesem Jungenverhalten und dem Mütterverhalten festgestellt. In Trennungssituationen lockern Mütter die symbiotische Beziehung zu ihren Söhnen aktiv und geben ihnen als Trennungshilfen nicht weiche und schmutzige Gegenstände, die als Übergangsobjekte vertraut sind und regressive Neigungen stützen, sondern kleine Autos, Comic-Heftchen, Bilderbücher. Sie zwingen auf diese Weise die Söhne, mit ihren Ängsten motorisch aktiv und expansiv umzugehen und verhindern regressives Verhalten. Jungen regredieren aber trotzdem nicht weniger, sondern tun es in anderer Form als Mädchen, z.B. durch Bettnäsen, Einkoten, Einschlafstörungen oder aggressives Agieren.

Problematisch wird die Ablösung, wenn Mütter feindselige Ausstoßungstendenzen zeigen. Dann bekommt der Sohn unangemessen viel Macht, indem er seine Mutter entweder tyrannisiert und manipuliert oder sich ängstlich anklammert (Schmauch 1993, 103). Letzteres kann so weit führen wie bei einem kleinen Patienten von mir, der sich niemals von seiner Mutter lösen konnte, was zu der absurden Situation geführt hatte, daß sie seit 3 Jahren jeden Tag mit ihm den Kindergarten besuchte.

Ein wichtiger Faktor bei der narzißtischen Besetzung der männlichen Geschlechtsrolle ist für den kleinen Jungen die Art der Beziehung seiner Eltern. Die Besetzung ist stark erschwert, wenn die Eltern sich ambivalent gegenüberstehen, der Vater von der Mutter entwertet wird oder er überhaupt unerreichbar, unzuverlässig oder aggressiv ist. Dann muß der kleine Junge befürchten, ebenso wie der Vater von der Mutter entwertet zu werden, und er wird vielleicht letztlich wünschen, ein Mädchen zu sein (vgl. Tyson 1991, 10).

**Ich fasse den zweiten Abschnitt zusammen:** Hauptaufgabe der Entwicklung der Geschlechtsrollen-Identität ist die Differenzierung und Ablösung von den Müttern und damit auch von eigenen weiblichen Identifizierungen. Dieser Entwicklungsprozeß ist störungsanfällig, und sein Mißlingen hat weitreichende Folgen: dazu gehören sexuelle Perversionen, Aggressivität gegenüber Frauen und über-

steigerte männliche Aktivität. Letztlich kann man das Patriachat als eine Folge dieses gestörten Entwicklungsprozesses verstehen. All dies sind Bewältigungsversuche der folgenreichen Differenzierung der Geschlechter. Badinter konstatiert, daß die Angst der Männer groß und auch berechtigt ist, von Frauen zur Frau gemacht zu werden (Rubin 1982, zit. nach Badinter 1993, 70ff).

## Die Partnerorientierung

Sie entwickelt sich aus einer anfangs bisexuellen Orientierung im Laufe der Sozialisation zu einer heterosexuellen Ausrichtung. Homosexuelle oder lesbische Partnerorientierungen halte ich nicht für abweichendes Verhalten, sondern für Varianten eines insgesamt empfindlichen Entwicklungsprozesses, die neueren Untersuchungen nach auch genetische Ursachen zu haben scheinen.

Wenn der Junge sich mit den phallischen Aspekten der männlichen Geschlechtsrolle identifiziert und die phallisch-narzißtische Phase befriedigend erlebt hat, dann möchte er die Beziehung zu seiner Mutter verändern, wie das in der Vignette von Felix deutlich geworden ist. Er will nicht länger wie ein Baby in kleinkindhafter Abhängigkeit zu ihr sein, sondern "der" Mann in ihrem Leben werden (Tyson 1991, 13). Das ist der Beginn ödipaler Konflikte: Indem er jetzt eine ausschließliche Beziehung zur Mutter will, rivalisiert er mit seinem Vater und hat Angst davor, daß der sich rächt.

In der Regel erleben kleine Jungen die ödipale Situation so wie Felix, der seine Mutter begehrt und mit dem Vater rivalisiert. Aber da sie mit dem Vater identifiziert sind und ihn idealisieren, möchten sie auch so sein wie der Vater und von ihm geliebt werden. Diese Gefühle ziehen Loyalitätskonflikte nach sich. Die Wahl der Mutter als Liebesobjekt wird konflikthaft, was anzeigt, daß ein wichtiger Schritt der Ich-Reifung zu triadischen Beziehungen getan ist. In manchen Fällen kann die Idealisierung des Vaters und die Nähe des Jungen zu ihm so stark sein, daß homosexuelle Wünsche mobilisiert werden. Dann wird der Junge nach einer ausschließlichen Beziehung zu seinem Vater streben und mit der Mutter um seine Liebe rivalisieren (Tyson 1991, 14).

Besondere Schwierigkeiten entstehen für Jungen bei der Lösung dieser Beziehungskonflikte, wenn Väter feindselig, neidisch und aggressiv sind. Normalerweise aber wird der kleine Junge die ödipale Situation so lösen, daß er die weibliche Rolle und weibliche Eigenschaften deutlich ablehnt, sich mit dem Vater identifiziert und seine Wünsche nach Heirat und einem Baby in die Zukunft verlegt. Das ist frustrierend, weil die Erfüllung seiner Wünsche zunächst nur in der Phantasie möglich ist. Seine Kastrationsängste bestehen fort, solange er libidinöse Wünsche hat. Aber sie sind nach Tyson (1991, 17) als eine Entwicklungsmetapher zu verstehen, die nicht nur den Verlust des Penis bedeutet, sondern darüberhinaus auch Ängste vor der Zurückweisung durch den Vater oder den Verlust der Liebe des Vaters. Mit der Lösung der ödipalen Konflikte wird das Über-Ich internalisiert. Das macht Jungen sicherer in ihrer Selbstachtung.

Im Schulalter kommt es zu einer Erweiterung der sozialen Kontakte, die eine Sublimierung, Verdrängung oder Veränderung der ödipalen Wünsche erleichtern. Jungen spielen mit anderen Jungen und üben in ihren Spielen die männliche Rolle

weiter ein, sei es, daß sie als Cowboy mit den Indianern kämpfen, als Polizist die Gangster jagen oder in einer Fußballmannschaft gegen eine andere kämpfen. Ihre Box- oder Ringkämpfe, die von Mädchen neugierig aus der Ferne verfolgt werden, laufen in der Regel nach bestimmtem Muster und mit einer Art "Ehrenkodex" ab, der es z. B. verbietet, sich in die Genitalien zu treten. Das Ziel ist die eindeutige Festlegung einer hierarchischen Ordnung und der Klärung, wer der Stärkste ist. Die Spielinhalte haben mit Phantasien von Stärke, Ritterlichkeit, Mut und Unabhängigkeit zu tun.

Der 7jährige Daniel verfügte nicht über eine altersentsprechende Geschlechtsidentität, was sich an einem Bild zeigte, das er am Anfang seiner analytischen Therapie malte, und das einen Kämpfer mit männlichen und weiblichen Geschlechtsmerkmalen zeigte. Er schrieb daneben "Johanes und Johana". Daniel litt an ständigem Einnässen, tagsüber bis zu zwanzig Mal und auch nachts. In der Therapie wurde eine Pistole sein wichtigstes und liebstes Spielzeug, vielleicht auch, weil er zu Hause kein "Kriegsspielzeug" haben durfte. Er stellte immer wieder seine phallischen Bedürfnisse dar und ließ sich von mir dabei bewundern, was ich gern tat. Aber seine Symptomatik änderte sich trotz gründlichen Durcharbeitens nicht.

Einmal wollte er mit der Pistole seine Mutter erschrecken, die im Wartezimmer auf ihn wartete. Die vorgehaltene Pistole brachte bei ihr schlagartig Erlebnisse in Erinnerung, die sie seit der Geburt von Daniel verdrängt hatte. Sie war als Kind über viele Jahre sexuell mißbraucht worden. Auf diesem Hintergrund konnte ich ihre kastrierende Haltung verstehen, die in vielen Elterngesprächen zwar spürbar, aber nicht bearbeitbar gewesen war. Ihr Männerhaß war ihr unbewußt. Daniel durfte kein Junge sein. Er muß das gespürt haben, denn er hatte einmal zu ihr gesagt: "Wenn ich im Sitzen pinkeln könnte wie du, dann würde ich nicht in die Hose machen. "

Daniel war in besonders schwieriger Situation, weil er sich auch nicht mit seinem Vater identifizieren konnte, der selber in seiner männlichen Identität schwer beeinträchtigt war, weil er als uneheliches Kind von seiner Mutter nicht den Namen des Vaters erfuhr. Dadurch empfand er in sich einen weißen Fleck, der durch nichts auszufüllen war.

Wie konnte Daniel in der Therapie das Problem seiner männlichen Identifizierung mit mir als weiblicher Therapeutin lösen? Er tat es auf kreative Weise. Nachdem die basalen Probleme durchgearbeitet waren und es um die Geschlechtsrollenidentifizierung ging, knüpfte er Kontakt zu einem Kollegen im Haus, zu dem ich guten Kontakt habe. Er zeigte ihm z. B. , was er in der Therapiestunde gebaut hatte. Der Kollege bewunderte ihn und bestärkte ihn, seine konstruktiven Fähigkeiten weiter zu entwickeln. Das tat er dann in den Therapiestunden mit meiner Unterstützung. Der Kollege und ich waren für Daniel in der Übertragung ein Elternpaar geworden, was sich seinen speziellen Entwicklungsbedürfnissen entsprechend verhielt.

In der Adoleszenz kommt es durch die biologische Reifung zu vielfältigen Verunsicherungen: Die Veränderung der Stimmlage, der beginnende Bartwuchs und

das starke Längenwachstum labilisieren das innere Körperbild und verursachen Scham, die z. B. bei einem Jungen dazu führte, daß er sich die ersten Barthaare mit einem Streichholz abbrannte. Sexuelle Befürchtungen betreffen vornehmlich die Onanie: Soll der Junge glauben, daß beim Samenerguß sein Rückenmark ausläuft oder daß er im Leben insgesamt nur 2000 Schuß hat, die dann entsprechend einzuteilen wären? Die zuweilen draufgängerische und verschwörerische Art gleichaltriger Mädchen, die sexuell reifer sind als er, verunsichern zusätzlich. All dies führt zu einer Labilisierung seiner Aggressionssteuerung, und er ist rüpelhaft, lärmend und ungesteuert. Die Labilisierung betrifft auch das Über-Ich, was eine Neigung zu dissozialem Verhalten nach sich zieht.

Jungen müssen ein neues Gleichgewicht zwischen Trieben und psychischen Strukturen herstellen, aufgrund dessen sie sich als sexuell aktive männliche Individuen fühlen können. Nach einer Phase stark libidinös gefärbter Jungenfreundschaften, die auch homosexuelle Erfahrungen mit einschließen können, kommt es schließlich zur Etablierung eines erwachsenen Ich-Ideals. Die Identifizierung mit diesem Ideal fördert den Sinn für Männlichkeit und führt schließlich zu einer eindeutig heterosexuellen Wahl des Liebesobjektes (vgl. Tyson 1991, 18). Am Ende der Adoleszenz hat der junge Mann die sichere Gewißheit seiner Geschlechtsidentität. In einem gelungenen Entwicklungsprozeß hat er Männlichkeit und Weiblichkeit vereint und kann sich je nach den augenblicklichen Erfordernissen entsprechend einstellen, indem er z. B. als Vater mit einem Baby mütterlich, aber mit einem älteren Kind eindeutig männlich umgeht. Badinter spricht von einem Spiel mit komplementären Elementen, deren Ausprägung von einem Mann zum anderen variiert (Badinter 1993, 203).

Abschließend eine Anmerkung zur Psychotherapie: Mir fällt in meiner kinderanalytischen Praxis und meiner Tätigkeit als Kontrollanalytikerin auf, daß unser Bemühen sich sehr stark auf die Väter richtet. Wieviel Mühe ist oft nötig, sie zur regelmäßigen Teilnahme an den Sitzungen für die Eltern, die ein normaler Bestandteil jeder Kindertherapie sind, zu bewegen. Wie vorsichtig wird dann mit ihnen umgegangen, um sie nicht zu kränken. Stattdessen wird jede väterliche Regung verstärkt, kurz, sie werden als Väter aufgebaut, und ihnen wird ihre Bedeutung für die Identitätsentwicklung des Jungen zu vermitteln versucht. Ich mache ihnen Mut, nicht nur hart, aggressiv und rivalisierend mit ihrem Sohn umzugehen, sondern auch weiche und weibliche Seiten zuzulassen. Das geht aber in der Regel erst, wenn Väter Erinnerungen an ihre eigene Kindheit wiederbeleben und beginnen, Verletzungen, Kränkungen und Aggressionen zu bearbeiten (vgl. Diamon 1991, Ross 1977).

Ich finde diese therapeutische Arbeit mit den Vätern hoffnungsvoll und wünsche, daß die zukünftige Art des Zusammenlebens von Männern und Frauen mehr von den Ähnlichkeiten der Geschlechter geprägt sein möge als vom Mythos der Geschlechtsdifferenzen.